



FREYA MILES

SECRET
SOCIETY

SECRET SOCIETY

GEHEIMBUND DER MILLIONÄRE

FREYA MILES

Richard

Kate

Richard

Epilog – zwei Jahre später

Epilog

Über die Autorin

Jetzt ebenfalls erhältlich - THE APPARTEMENT

Copyright © Freya Miles 2020

Nadine Kapp, Am Alten Bahnhof 3, 50354 Hürth

Cover: Shutterstock

Lektorat: Martina König

Korrektur: Nicole Bauer

Umschlaggestaltung: NK Design (Nadine Kapp)

Kontakt: info@nadinekapp.de

Alle Rechte vorbehalten.

Eine Vervielfältigung oder eine andere Verwertung ist nachdrücklich nur mit schriftlicher Genehmigung der Autoren gestattet. Sämtliche Handlungen und Personen sind frei erfunden. Jegliche Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Orte, Markennamen und Lieder werden in einem fiktiven Zusammenhang verwendet. Örtliche Begebenheiten wurden teilweise dem Storyverlauf angepasst. Alle Markennamen und Warenzeichen, die in dieser Geschichte verwendet werden, sind Eigentum der jeweiligen Inhaber.

RICHARD

»Bist du wahnsinnig geworden, hier in der Firma anzurufen und dabei auch noch deinen richtigen Namen zu nennen?«, fragte ich mit fester Stimme, während ich mich ruckartig aus meinem Bürostuhl erhob, den Hörer fest umklammert. Ich musste meine Wut über so viel Dummheit, oder wahrscheinlich war es eher Überheblichkeit, zügeln, doch ich wusste nicht, wie.

»Fuller, wärst du an dein verdammtes Handy gegangen, hätten sich die Probleme erst gar nicht ergeben. Es ist wichtig, die Zeit drängt.«

»Ich habe hier alles unter Kontrolle.«

»Das sagst du immer, aber das hilft mir nicht. Es ist nicht dein verdammtes Geld, das hier auf dem Spiel steht, sondern meins, okay? Also beantworte mir meine Fragen und sag mir, dass der Deal save ist. Dein verdammtes Telefon ist abhörsicher, ich rufe extra über die sichere Leitung an, wir können also sprechen.«

»Ich werde solche Dinge nicht am Telefon ausdiskutieren und ich verbiete mir weitere Anrufe. Wenn du nicht dazu in der Lage bist, diesem Druck

standzuhalten, sollte ich mir vielleicht weitere Schritte überlegen.«

Mit diesen Worten beendete ich das Telefongespräch und knallte den Hörer zurück auf die Gabel. Dieses ignorante Arschloch, dem rein gar nicht bewusst zu sein schien, wie viel hier auf dem Spiel stand. Typisch Neulinge, doch es war meine Aufgabe, sie unter Kontrolle zu halten, und das würde ich bei ihm auch noch schaffen.

Ich setzte mich zurück an meinen Schreibtisch und öffnete das Dokument, an dem ich gerade arbeitete. Diese Störung hatte mich vollkommen aus dem Konzept gebracht. Für wen sich dieser kleine Mann hielt, um mit mir auf einer solchen Ebene zu reden. Ja, er gehörte jetzt zu den fünfzehn reichsten Menschen in New York, doch das gab ihm noch lange nicht die Macht, die er gerade zu haben glaubte.

Wie viel einfacher mein Leben wäre, wenn manche Menschen ihren Verstand einschalten würden, um selbstständig zu denken.

»Mister Fuller, die White Inc. Company ist eingetroffen. Alles steht für Sie in Besprechungsraum drei zur Verfügung«, erklang die Stimme meiner persönlichen Assistentin Gina durch den Lautsprecher. Sie war eine kluge Frau, die Erste, die sich seit mehr als einem Jahr auf diesem Posten hielt, was nicht zuletzt daran lag, dass sie glücklich verheiratet war und keinerlei Interesse an meiner Person zeigte. Ein Wunder, da sich die Damenwelt mir sonst gerne zu Füßen schmiss. Ein Phänomen, das wahrscheinlich zu fünfzig Prozent mit meinem guten Aussehen, aber auch mindestens zu fünfzig Prozent mit all

meinem Geld zusammenhing. Gina war von diesen Sachen unbeeindruckt. Sie arbeitete lediglich für mich, und das verdammt zuverlässig und effizient.

Im Besprechungsraum angekommen, setzte ich mich auf meinen angestammten Platz an der Kopfseite des Tisches und begrüßte die Anwesenden mit einer kurzen Ansprache. Das alles hier war nur pro forma, der wahre Deal schon lange unter Dach und Fach, doch das ahnte hier noch niemand. Die fünfzehn Millionen Dollar würden schon in den nächsten Tagen fließen. Direkt nachdem die Aktien einen horrenden Sprung verzeichnet hatten. Es war gut so, wie die Geschäfte momentan liefen. Zu gut, doch ich wusste es besser, als mich in falscher Sicherheit zu wiegen. In diesem Business existierte so etwas wie Sicherheit nicht, selbst für mich nicht, und das, obwohl ich der mächtigste Mann dieses ganzen Konstrukts war.

Aufgewachsen in einer der wohlhabendsten Familien New Yorks, war mir schnell klar geworden, wohin ich gehörte. Dass ich einmal den Platz meines Vaters einnehmen würde, war nur eine Frage der Zeit gewesen. Während mein Dad nun mit der Yacht um die Fidschis schipperte, stellte ich sicher, dass alles seinen geregelten Gang ging. Ganz so, wie er es mir beigebracht hatte, wobei mir im direkten Vergleich zu ihm eindeutig mehr Skrupellosigkeit nachgesagt wurde. Was nutzte es mir, warmherzig und mitfühlend zu sein, in einer Welt, in der sich jeder sowieso selbst der Nächste war? Spätestens beim Geld hörte die Freundschaft bei den meisten auf, also brauchte ich erst gar keine Freunde. Zumindest niemanden außer Garrett, mein bester Freund seit Kindertagen.

Er war immer an meiner Seite gewesen, ganz egal, welche Schlagzeilen es um meine Familie gab oder was hinter den dicken Mauern unseres Anwesens geschah. In den Monaten, die mein Vater im Gefängnis verbracht hatte, war er bei mir eingezogen und wir hatten eine WG gegründet, mit unseren unwissenden sechzehn Jahren. Doch umgeben von jeder Menge Personal gab es nichts Einfacheres. Unsere Wäsche wurde gewaschen, unser Essen gekocht, unsere Zimmer aufgeräumt. Es war eine tolle Zeit in einer eigentlich tiefschwarzen Geschichte meiner Familie gewesen, an die ich dank Garrett gerne zurückdachte.

Mein Vater hatte zum damaligen Zeitpunkt meine Mutter windelweich geprügelt, woraufhin ihm auch all seine Kontakte nicht mehr helfen konnten. Er war für einige Monate ins Gefängnis gewandert, während meine Mutter nicht nur ihn, sondern auch mich, das Ebenbild meines Vaters, hinter sich gelassen hatte. Bis heute gab es keinerlei Kontakt zu ihr, eine Situation, die mich mehr belastete, als ich zugeben wollte. Ich sehnte mich danach, mit ihr zu reden, doch sie sah in mir niemand anderen als meinen Vater. Und vielleicht hatte sie recht damit. Vielleicht war ich genauso ein Monster, wenn man bedachte, dass ich als noch skrupelloser und kaltherziger galt ...

Nach dem Meeting ging ich nur noch kurz in mein Büro, um einige Unterlagen zu holen, bevor ich mit Tony, meinem Chefbodyguard, das Gebäude verließ. Er fuhr mich wie immer zu meinem Penthouse in der Billionaires' Avenue,

wo ich den Rest des Tages ebenfalls mit Arbeit zubringen würde.

Ich verließ den Aufzug in meiner Etage und atmete tief durch. Nur hier war ich alleine, da ich sonst auf Schritt und Tritt von einem Bodyguard begleitet wurde, zumindest wenn ich in offiziellen Angelegenheiten unterwegs war. Von dem anderen Leben des Richard Fuller, dem Leben in den Abgründen New Yorks, wussten außer meinem Vater nur vierzehn andere Mitglieder. Vierzehn Mitglieder, die jede Aussage über die Existenz des Geheimbundes mit dem Leben bezahlen würden. Mich eingeschlossen.

Zugegebenermaßen war es ein recht anstrengendes, einsames Leben, zu dem ich mich nicht einmal freiwillig entschlossen hatte. Ich war hineingeboren worden in dieses Familienerbe und hatte den Posten, genau wie die Firmenleitung, von meinem Vater übernommen. Meine ganze Kindheit und Jugend war ich nur darauf getrimmt worden, ein harter Kerl zu werden, niemandem zu vertrauen und Geheimnisse für mich bewahren zu können. Aus dem Grund gab es auch außer Garrett keinen Menschen in meinem Leben, dem ich vertraute. Erst recht keine Frau, die mich zusätzlich von den für mich wichtigen Aufgaben ablenken würde. Ich vergnügte mich lieber in einem exklusiven Club mit Frauen, die ebenso darauf trainiert waren, Stillschweigen zu bewahren. Diese Art von Nähe und zwischenmenschlicher Beziehung reichte mir definitiv zum Überleben aus. So war ich schließlich erzogen worden.

Irgendwann würde ich hoffentlich eine Frau finden, die bereit war, mein Geheimnis zu behüten, auch wenn ich

keine Ahnung hatte, wie. Meine Eltern waren nicht gerade ein Paradebeispiel für eine funktionierende Ehe gewesen und wie man liebte, hatte mir nie jemand gezeigt. Wie man funktionierte, dafür umso mehr.

Ich ließ einen kurzen Blick durch mein Penthouse schweifen, wo alles wie immer adrett an Ort und Stelle lag. Ich liebte diese penible Ordnung, für die meine Haushälterin jeden Tag aufs Neue sorgte. Klare Linien, klare Farbauswahl, keine Spielereien, keine aufwendige Deko, kein Geschnörkel. Von solchen Dingen verstand ich nichts und die Innenarchitekten hatten sich genau an meine Vorgaben gehalten. Für viele wirkte es hier drinnen mit Sicherheit absolut kalt und steril, doch für mich war es genau richtig so.

Es war kalt und steril, wie ich.

Die gesamte untere Etage wurde von einem offenen Raum eingenommen, in dem das Wohnzimmer, die Küche und das Esszimmer untergebracht waren, während sich im oberen Bereich die Bibliothek, mein Arbeitszimmer, zwei Schlafzimmer und zwei Badezimmer befanden. Großzügige zweihundert Quadratmeter mitten in der Stadt, für die mein Vater seinerzeit einen horrenden Preis bezahlt hatte. Durch ihn war mir diese Wohnung zusammen mit der Firma übergeben worden, da es für mich definitiv keine Option gewesen war, im Familienanwesen außerhalb von New York zu bleiben. Die lange Fahrerei war nichts, das ich mochte.

Ich arbeitete noch eine Weile in meinem Arbeitszimmer, welches mir einen atemberaubenden Blick über New Yorks grüne Lunge, den Central Park, offenbarte, bevor mir das

Piepsen meiner Uhr signalisierte, dass es Zeit war, eine Dusche zu nehmen und mich in den Mann zu verwandeln, von dessen Existenz kaum jemand etwas wissen durfte.

In meinem Schlafzimmer ging ich zu meinem begehbaren Kleiderschrank, in dem ebenfalls eine penible Ordnung herrschte. Ich wandte mich nicht den vielen maßgeschneiderten Designeranzügen zu, sondern steuerte die andere Seite des Raumes an. Es war Mittwoch, Tag des Treffens. Dementsprechend unauffällig hatte ich mich zu kleiden. Wenn ein Mann mit einem Designeranzug über das Gelände der TAC-Universität laufen würde, hätte ich mir auch gleich ein Schild mit der Aufschrift »Ja, es gibt die Secret Society wirklich und ich bin ihr Anführer« um den Hals hängen können.

Der Schutz des Geheimbundes stand für alle Beteiligten an oberster Stelle, hing für uns alle doch viel zu viel von diesem Bündnis ab.

Ich kleidete mich in eine Jeanshose, einen schwarzen Kapuzenpulli und Sneakers. Ein Blick in den Spiegel ließ mich wie so oft schmunzeln. Ich wirkte in diesem Outfit mindestens fünf Jahre jünger und eher wie der dreiunddreißigjährige Kerl, der ich nun mal war. Kein Vergleich zu dem Typen im Designeranzug mit den gegelten Haaren und der starren Miene, die nichts offenbarte. Manchmal, an Wochenenden, an denen ich nicht in die Firma fuhr, trug ich auch hier zu Hause diese Freizeitklamotten. Mein Vater hatte selbst an freien Tagen immer einen Anzug getragen, schon alleine damit das Personal ihn nicht anders kennenlernte, doch das war mir egal. Meine Haushälterin kannte mich in ganz anderen

Situationen. Dafür wurde sie auch angemessen bezahlt und sie hatte einen regelrechten Knebelvertrag unterschrieben.

»Ohne Security«, sagte ich zu dem Wachmann vor meiner Etagentür, während ich in den Aufzug stieg und nach unten in die Tiefgarage fuhr. Es gab keine Diskussionen, denn es war ein Befehl. Ich bestimmte selbst über die Art und Weise meiner Bewachung, auch wenn das meinem Securitymann schon viele schlaflose Nächte beschert hatte. Tony war ein verschwiegener Kerl, der sich genau wie ich nicht gerne mit unnötigem Small Talk aufhielt. Wahrscheinlich war das auch der Grund, warum unsere Zusammenarbeit schon seit all den Jahren so gut funktionierte. Tony war bereits für mich zuständig gewesen, als ich noch ein verwöhnter Teenie gewesen war, der sich nichts hatte sagen lassen. Erst recht nicht von Untergebenen. Mittlerweile hatte ich diese Einstellung grundlegend geändert, sah ich Tony doch schon lange auf Augenhöhe. Er hatte sein Leben vollkommen nach meinem Lebensstil ausgerichtet und mittlerweile waren wir ein eingespieltes Team, auch wenn wir die privaten Worte, die wir je miteinander gewechselt hatten, an einer Hand abzählen konnten.

Ich stieg in das Auto, das ich nur für diese Treffen besaß und das ich freiwillig niemals fahren würde. Ein alter, rostiger dunkelroter Toyota, der gerade so fahrtauglich war. Es war alles Teil der Tarnung. Wenn man bedachte, dass ich sonst Lamborghini, Ferrari oder Porsche fuhr, konnte man sich meine Abneigung gegen diese rostige Mühle wahrscheinlich vorstellen.

Wir alle besaßen diese alten Autos, mit denen wir zu den Treffen kamen. Wer wann wo parkte, war dabei genau festgelegt und rotierte ständig. Heute hatte ich die Arschkarte gezogen, ganz am anderen Ende des Parks, der an den Campus angrenzte, meinen Stellplatz zu haben. Nur weil ich der mächtigste Mann in diesem Bund war, blieb mir so etwas nicht erspart. Gleiches Recht für alle. Außerdem diente es der besseren Tarnung und dafür würde ich alles geben. Es war ein unglaublicher Druck, den ich jeden Morgen als Erstes auf meinen Schultern spürte, wenn ich aufstand, und an den ich jeden Abend als Letztes dachte, bevor ich einschlief. Unsere Vorfahren hatten es jahrhundertlang geschafft, die Secret Society geheim zu halten, und es durfte nicht unter meiner Führung geschehen, dass alles aufflog. Dieser Druck auf meinen Schultern wog schwer, noch schwerer als die Verantwortung für all das Geld und all die Existenzen.

Würde herauskommen, dass wir seit all den Jahren den Aktienmarkt fest in unseren Händen hielten und Strippen zogen, von denen die Welt nicht einmal zu träumen wagte ... es würde ein Beben für die gesamte Weltwirtschaft bedeuten. Etwas, das nie passieren durfte und auch nie passieren würde. Nicht unter meiner Führung.

Ich eilte über den Campus und durch eine versteckte Öffnung an der Rückseite eines der altherrschaftlichen Gebäude, welche mich zu einer Anzahl gleich aussehender Gänge in den Untergrund führte. Ich kannte mich hier bestens aus, genau wie die anderen Mitglieder, die ebenfalls die Fluchtwege kannten, falls wir hier aufliegen sollten. Durch das Labyrinth aus Gängen betrat ich nach

wenigen Minuten den großen Gewölbekeller, in dem bereits alle Kerzen angezündet waren und die Mitglieder an ihren angestammten Plätzen saßen. Hier unten gab es keinen Strom, keinen Handyempfang und kein Internet, sodass man sicher sein konnte, dass nichts nach außen gelangte. Darum musste ich mir eigentlich keine Sorgen machen, war es doch auch im Sinne der hier anwesenden Männer, dass nichts von diesem Geheimbund je ans Tageslicht kam – und doch herrschte in den Reihen eine gewisse Unruhe, seit Tate Connors vor einigen Wochen die Nachfolge seines Vaters Mitch angetreten hatte. Sein Ruf als Rebell und Quertreiber eilte ihm weit voraus und bis jetzt gab er sich sämtliche Mühe, diesem Ruf gerecht zu werden, inklusive des Anrufs in meinem Büro am heutigen Tag.

»Gentlemen«, sagte ich und nahm meinen Platz an der Kopfseite des Holztisches ein, an dem schon unsere Vorfahren gesessen und Entscheidungen gefällt hatten. »Der Deal mit der White Inc. Company ist heute wie erwartet über die Bühne gegangen. Das haben Sie mit Sicherheit schon den Aktienkursen entnehmen können. Die fünfzehn Millionen fließen in den nächsten Tagen, das Geschäft ist erfolgreich abgeschlossen. Dahingegen bereitet mir der Deal mit dem Pharmakonzern Rantex einige Kopfschmerzen. Lösungsvorschläge?«, fragte ich und blickte in die Runde. Es war immer wieder amüsant, all die sonst so gestriegelten Geschäftsleute in ihren Freizeitklamotten zu sehen. Ihnen erging es dabei, wie ich wusste, ganz genau wie mir. Das veränderte Aussehen war Teil des Doppellebens, dem wir alle auf eine gewisse Art und Weise zugestimmt hatten. Manche von uns freiwillig

und manche von uns, weil es die Familiendynastie nicht anders zuließ. So wie bei mir.

Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und lauschte den Ausführungen der anderen mächtigen Männer. Sie alle leiteten die größten Unternehmen hier in New York. Geballtes Fachwissen, unendlich viel Macht und noch mehr Ego, das in diesen Treffen oft und gerne aufeinanderprallte, doch das letzte Wort lag noch immer bei mir. Ich traf die Entscheidungen, ich bestimmte, was geschah und was nicht, und egal wie sehr die Alphantiere sich auch wehrten – es war Gesetz.

KATE

»Nein!«, stöhnte ich leise und tastete mit meiner Hand und noch geschlossenen Augen nach dem Wecker, der so erbarmungslos klingelte. Ich musste aufstehen, wie auch immer mir das nach nur zwei Stunden Schlaf gelingen sollte. Müde! Mein Körper war einfach nur müde. Wie hatte ich auch nur so dämlich sein können, gleich drei Jobs auf einmal anzunehmen. Gut, okay, Geld verdiente sich nicht von alleine und schon gar nicht durch Faulheit, aber drei Jobs! Und noch dazu waren mir zwei der drei Jobs definitiv spannender vorgekommen, als sie es schlussendlich waren. Ach verdammt ...

Lustlos setzte ich mich in meinem Bett auf und zwinkerte gegen die Sonne an, die bereits erbarmungslos in meine kleine Zweizimmerwohnung schien - in der ich dringend mal wieder aufräumen und Staub wischen musste. Ich betrachtete, wie die Staubkörner mit den Sonnenstrahlen um die Wette tanzten, und stöhnte noch einmal laut auf. Ein Ende war in Sicht. Nur noch drei Tage, dann würde ich die Nachtreportage beenden können, um

mich endlich wieder auf meinen normalen Job, und auf den Job, der mir Spaß machte, konzentrieren zu können.

Ich arbeitete als Journalistin bei der New York Times, ein Traum für so viele junge Schreiberlinge wie mich, doch nichts davon war mir in irgendeiner Art und Weise zugeflogen. Harte Arbeit, immer die besten Noten im Studium und unermüdlicher Einsatz hatten mich zu diesem Job gebracht, für den ich lebte. Und doch langweilte er mich zwischendurch, da ich sehr viel Recherche aus dem Büro heraus betrieb und viel weniger draußen unterwegs war, als ich es erhofft hatte. Genau dafür war ich den Nachtjob eingegangen. Eine Reportage über New Yorks berühmtesten Nachtclub, das *Seven Inn*, und seinen Besitzer Juan Miguel Estefano. Ein Hochstapler und Wichtigtuer, der keinerlei Kontakte zu irgendwelchen Kartellen oder dem New Yorker Untergrund hatte, so wie er anfänglich selbst behauptet hatte. Wahrscheinlich wäre es genau ab der Behauptung Zeit geworden, ihm kein Wort mehr zu glauben und skeptisch zu werden, doch ich hatte diesen Job angefangen, ich würde ihn auch beenden. Ganz egal, wie langweilig er auch war. Wenigstens kam ich mal raus, denn feiern ging ich normalerweise gar nicht. Nie.

Ich hatte mir erhofft, interessante Gäste zu sehen, Leute kennenzulernen, die irgendetwas mit dem berühmtesten New Yorker Untergrund zu tun hatten, doch außer dem normalen Partyvolk kam niemand, der für mich von Interesse war. Diese ganze Reportage würde eine einzige langweilige Berichterstattung über das normale New Yorker Nachtleben werden. Keine Enthüllungsgeschichte, keine Gefahr. Einfach nichts. Da konnte ich gut und gerne

weiterhin in meinem schicken New Yorker Büro sitzen, Internetrecherche betreiben und gute Artikel schreiben. Es brachte mich auf der Karriereleiter und persönlich definitiv nicht weiter, mir die Nächte in irgendwelchen dubiosen Nachtclubs um die Ohren zu schlagen.

Missmutig erhob ich mich aus meinem Bett und tapste unter die Dusche, in der Hoffnung, dadurch etwas wacher zu werden. Doch selbst der Kaffee brachte diesen Erfolg nicht. Ich trank ihn wie immer, während ich den Artikel weiter bearbeitete, mit den immer gleichen Erfahrungen, die ich auch am gestrigen Tag gesammelt hatte.

Auf der Arbeit gab es keine feste Uhrzeit, zu der ich unbedingt dort sein musste, und doch versuchte ich immer, um Punkt neun im Büro zu sein, damit ich genug getan bekam und meiner Arbeit nicht hinterherhinkte. Es war ein heiß umkämpfter Job und wenn ich keine guten Leistungen mehr brachte, würden die oberen Bosse mich schneller ersetzen, als ich bis drei zählen konnte. Und auch wenn es wahrscheinlich vollkommen hirnrissig war - ich liebte diesen Druck. Er ließ mich jeden Tag das Beste geben und genau das war es, was ich wollte. Mal ganz davon abgesehen, dass das Geld sogar dafür reichte, mir eine Wohnung mitten im Big Apple zu finanzieren.

Ich konnte mich noch gut daran erinnern, wie ich vor mittlerweile fünf Jahren hierhergezogen war. Den ganzen Weg aus Colorado, für meinen Traumjob. Es war mir nicht schwergefallen, das Landleben hinter mir zu lassen, wobei es mit meinen Eltern und meinen Freunden natürlich ganz anders aussah. Ich vermisste sie oft, zumal ich es leider nicht schaffte, öfter als einmal im Jahr zu Besuch zu

kommen. Dafür gab ich im Job zu viel oder ich nahm andere Jobs an, während ich Urlaub bei der Times hatte. Ich lebte für meine Arbeit und dafür, irgendwann einmal die ganz große Story landen zu können, um die Titelblätter aller Zeitungen zu zieren. Ein Traum, den viel zu viele junge Journalistinnen erreichen wollten, mit der Ausnahme, dass ich bereit war, unglaublich hart dafür zu arbeiten.

Mein dritter Job, dem ich nun seit einigen Wochen nachging, war mir dagegen eine absolute Herzensangelegenheit. Ich war Teil einer Initiative an New Yorks berühmter TAC-Universität, wo ich angehenden Journalistinnen und Journalisten alle zwei Wochen mit Rat und Tat zur Seite stand, ihnen Fragen beantwortete und dabei auch mit ihnen über das wahre Leben in diesem Beruf sprach. Ein Job, um den ich regelrecht gekämpft hatte, zumal er mir automatisch auch Zugang zur Bibliothek dieser Universität beschaffte, in der ich hoffentlich meine Studien über die sogenannte Secret Society endlich vorantreiben konnte. Schließlich war der sogenannte Geheimbund der Millionäre vor Hunderten von Jahren hier gegründet worden, zumindest wenn man all den Sagen glaubte. Mein Vater, seines Zeichens begnadeter Hobby-Verschwörungstheoretiker, hatte mich schon als angehende Journalistin mit seiner Theorie infiziert, dass es in New York eine geheime Gesellschaft gab, die Aktienkurse beeinflusste und Vermögen so verteilte, wie sie es wollte. Als Mathematiker und passionierter Zahlenjongleur hatte er mir seine Theorie oft anhand von wechselnden Aktienkursen und Gewinnschwankungen bei

einigen Firmen zu erklären versucht, doch ich verstand von all diesen Dingen nichts.

Anfangs hatte ich ihn ausgelacht, bis er mir von der sagenumwobenen Secret Society erzählt hatte. Es gab bis heute keinerlei Beweise für deren Existenz, doch Gerüchte besagten, dass sie sich vor Hunderten von Jahren an der TAC-Universität gegründet hatte und noch immer existierte. Doch bis jetzt waren meine Recherchen in der Uni-Bibliothek genauso im Sande verlaufen wie all meine anderen Anstrengungen in diese Richtung.

Wahrscheinlich war es doch nicht mehr als ein Hirngespinnst meines Vaters, doch selbst wenn, so hatte es etwas Gutes, war es doch unser einziges Thema, über das wir wirklich miteinander sprechen konnten. Seitdem ich denken konnte, war mir irgendwann klar gewesen, dass mein Vater anders war als all die anderen Menschen. Er redete nicht viel, fast nie, und wenn, dann nur über Themen, für die er brannte, wie seine Zahlen, mathematische Gleichungen oder eben die Secret Society. Viele Ärzte vermuteten eine Erkrankung hinter seinem Verhalten, eine bestimmte Art des Autismus, doch mein Vater, aber insbesondere meine Mutter, wollte von all diesen Dingen nichts hören. Was würde es auch nutzen, wenn man einen Namen für dieses Verhalten bekam? Ich kannte meinen Vater nicht anders und meine Mutter hatte sich in ihn verliebt, genau so, wie er war und wie er immer sein würde. Die beiden ergänzten sich perfekt, liebten sich abgöttisch und gingen freudestrahlend durch ihr Leben, das mit Sicherheit nicht immer einfach war. Tief in meinem Inneren hoffte ich darauf, irgendwann einmal so glücklich

zu werden, wie die beiden es auf ihre ganz eigene Art und Weise waren, doch die Suche nach dem richtigen Mann hatte ich schon vor einiger Zeit aufgegeben.

Ich konzentrierte mich lieber auf meine Arbeit als auf all die Dating-Apps, die mir mehr als nur ein skurriles Date beschert hatten. Für einige amüsante Artikel waren sie gut gewesen, doch nicht für mich und mein Privatleben. Vielleicht würde ich einfach noch mal mit meiner besten Freundin um die Häuser ziehen, sobald ich den Nachtjob beendet hatte und wieder etwas zur Ruhe gekommen war. Auf Amber war immer Verlass, selbst in den unmöglichsten Situationen. Sie liebte ihr Singledasein im Gegensatz zu mir viel zu sehr, um es je freiwillig aufzugeben. Ihr letztes Date hieß Mike und die beiden waren zwei volle Tage nicht aus dem Bett gekommen, bevor sie ihn in den Wind geschossen hatte. Ihrer Ansicht nach gab es auf dieser Welt drei Sorten von Männern. Die schwulen, die deine besten Freunde sein konnten. Die Beziehungskerle, mit denen man prima alt werden konnte, allerdings vor Langeweile bald umkam. Und die Betttypen, mit denen man es allerdings nicht länger als achtundvierzig Stunden aushalten konnte, ohne durchzudrehen.

Ich suchte nach einer Mischung aus allen drei Männern, weshalb ich wohl dazu verdammt war, für den Rest meines Lebens Single zu bleiben. Und das, wo ich mich doch mit einem Mann und fünf Kindern auf einer Farm mitten im Nirgendwo sah. Es war eine Vorstellung, die ich schon seit Kindertagen mit mir herumschleppte. Zwar war ich auf dem Land groß geworden, doch nicht auf einer eigenen Farm. Ich hatte immer voller Neid die Menschen

beobachtet, die dort zusammenlebten, ihre eigenen Dinge erwirtschafteten und ihr Wissen an die nächste Generation weitergaben. Ein Traum, der sich für mich nie erfüllen würde. Wahrscheinlich in so vielerlei Hinsicht.

»Guten Morgen, Sonnenschein. Heilige Scheiße, wenn ich dir sage, dass du auch schon mal besser ausgesehen hast, ist das heute wirklich noch ein Kompliment, weißt du das eigentlich?«, fragte Andrew, mein Arbeitskollege und einziger Freund hier in der Times-Redaktion, wo jeder sich selbst am nächsten stand und um seinen Job kämpfte.

»Danke, ich weiß deine lieben und warmherzigen Worte wirklich sehr zu schätzen. Sag mir bitte, dass die Kaffeemaschine in der Küche wieder funktioniert.«

Auf Andrews Gesicht zeichnete sich ein äußerst merkwürdiges Strahlen ab, das ich definitiv nicht deuten konnte. Er hasste den Kaffee hier, doch würde er sich wirklich darüber freuen, mich leiden zu sehen?

»Schätzchen, du wirst ausrasten«, sagte er und legte seinen Arm um meinen Rücken, sodass er mich in Richtung Küche führen konnte.

Im ersten Moment traute ich meinen Augen nicht, als ich den großen Kaffeeautomaten erblickte, der auf der Anrichte stand und vor dem sich bereits eine Schlange freudestrahlender Mitarbeiter versammelt hatte.

»Mit freundlichen Grüßen von Mister Piggins.«

»Unser Chef hat einen Kaffeeautomaten spendiert? Ich dachte, es ist ihm zuwider, wenn wir zu viel Zeit damit verbringen, uns hier unserem leiblichen Wohl zuzuwenden, wie er es immer so schön ausdrückt.«

»Und das wird genau der Grund sein, warum er ihn dort platziert hat. Zwei Minuten bevor er uns von seiner Kündigung berichtet hat und gegangen ist.«

»Mister Piggins ist gegangen? Herrgott noch mal, es ist nicht mal neun Uhr. Ich bin pünktlich. Nicht richtig wach, aber pünktlich. Wann ist das alles denn passiert?«

»Um halb neun. Wir feiern alle noch den Kaffeeautomaten, bevor er uns wahrscheinlich wieder weggenommen wird.«

»Wer zum Teufel soll denn jetzt Piggins' Nachfolge antreten?«

»Trenton Hill. Steht schon fest. Das Schild wird bereits ausgetauscht.«

»Sie haben schon ein neues Schild für ihn fertig?«

»Herzlich willkommen in unserer täglichen Wohlfühloase, nicht wahr?«

Ich atmete tief durch und schüttelte kurz den Kopf. Wohlfühloase, mit einem brennenden Stuhl unterm Hintern. Wenn ich diesen Job hier verlieren würde, war ich geliefert und konnte zurück nach Colorado gehen, um dort mit viel Glück beim lokalen Newssender zu arbeiten. Eine grauenvolle Vorstellung, die mir schon mehr als einmal den Schlaf geraubt hatte. Ich war geboren für die großen Nachrichten, für die großen Storys, und ich würde mich von nichts und niemandem von diesem Traum abbringen lassen. Auch nicht von der schnelllebigen Personalwirtschaft dieser Zeitung. Niemals!

Mit einem unglaublich köstlichen Latte macchiato nahm ich an meinem Schreibtisch Platz, der direkt gegenüber von Andrews stand. Wir beide saßen in einem

Großraumbüro mit vierzig anderen Menschen, doch von den meisten kannte ich noch nicht einmal die Namen. Ich interessierte mich nicht groß für die Leute, die hier mit mir arbeiteten. Viele von ihnen wechselten einfach zu schnell. Außerdem war ich wirklich zum Arbeiten hier und darauf wollte ich mich auch konzentrieren. Nur Andrew, mit dem ich oft privat etwas unternahm, bildete die einzige Ausnahme. Ich hatte ihn seit meiner ersten Minute hier gemocht, mit seiner schrillen, aber unglaublich herzlichen Art. Er hatte mir die Strukturen hier erklärt und mir beigebracht, worauf es wirklich ankam, um seinen Job zu behalten.

»Darf ich kurz um eure Aufmerksamkeit bitten«, erklang eine laute Stimme, doch ich musste nicht mal von meinem Computer aufblicken, um zu wissen, dass es die Ansprache des neuen Chefs war. Er würde uns jetzt versprechen, alles anders zu machen und frischen Wind in die Redaktion zu bringen. So wie seine acht Vorgänger. Irgendwann würde ich mir einen Zettel schreiben müssen, um überhaupt noch zu wissen, wer mein Vorgesetzter hier war. Wenigstens kannte ich das Gesicht von Trenton Hill - und leider nicht nur das. Doch das war ein ganz anderes Thema.

Heute machte ich pünktlich Feierabend, da ich vor meinem Job in der Uni, zu dem ich am heutigen Abend wieder gehen durfte, unbedingt noch eine Runde schlafen wollte. Wenigstens ein Tag ohne den nervigen Nachtjob und das dumme Gerede des Clubbesitzers. Ich war mir sicher, dass ich in meinem Leben noch nie einen Menschen getroffen

hatte, der sich wichtiger vorkam als er. Dabei war er nur ein ganz kleines Licht am New Yorker Nachtclubhimmel, doch das würde er mit Sicherheit selbst nie verstehen. Überheblichkeit war bei vielen Menschen, die ich tagtäglich traf, etwas ganz Normales, doch bei ihm nervte sie mich besonders, weil er komplett meine Zeit verschwendete. Nein, heute würde ich mir keine Gedanken um den ganzen Mist machen, sondern mich auf die zwei schönen Stunden mit dem Journalistennachwuchs an der TAC freuen.

Anfangs war es für mich komisch gewesen, wie sie zu mir aufsahen und an meinen Lippen klebten. Die Achtundzwanzigjährige, die schon seit so vielen Jahren bei der Times arbeitete. Wahrscheinlich war es etwas Besonderes, doch ich fühlte mich nicht besonders. Für mich war es mein ganz normales Leben. Viele von den Studierenden würden allerdings wahrscheinlich niemals so weit kommen.

In meinem Appartement schmiss ich meine Sachen einfach auf den Boden und quetschte mich mit meiner Take-away-Schachtel auf das Stückchen Couch, auf dem nichts lag. Verdammt, ich musste aufräumen, sauber machen und die Wäsche waschen. Heute hätte ich fast ohne Höschen zur Arbeit fahren müssen, weil mein Vorrat nun wirklich zu Ende gegangen war. Morgen! Morgen würde ich das alles in Angriff nehmen.

Nachdem ich mich mit dem Take-away-Essen vollgestopft hatte, schloss ich einfach die Augen, woraufhin ich tatsächlich sofort einschlief. Auf der Couch, inmitten des ganzen Chaos. Einzig meiner Handyerinnerung war es

zu verdanken, dass ich pünktlich in der Uni ankam, wo die Studierenden bereits auf mich warteten. Ich liebte es, hier zu sein, wo ich an meine eigene Studienzeit erinnert wurde. Mit all den Partys, den Saufgelagen bis tief in die Nacht, den kleinen und großen Dramen rund um Freundschaften und Beziehungen. Dass ich aber wirklich noch einmal Teil des Ganzen sein würde – damit hatte ich bei Weitem nicht gerechnet. Und doch war ich heute mittendrin statt nur dabei. Die eine Stunde Schlaf auf meiner chaotischen Couch hatte mich scheinbar so weit nach vorne gebracht, dass von Müdigkeit keine Spur mehr war, als ich die Verbindungsparty betrat. Zwar war ich mit Abstand die Älteste hier, doch darauf kam es nicht an. Die Studenten hatten mich überredet, und warum nicht? Ein bisschen Spaß hatte noch niemandem geschadet.

Und Spaß war genau das, was ich an diesem Abend erlebte. Ich unterhielt mich mit den Leuten aus meinem Kurs, aber auch mit vielen anderen, die an der TAC studierten. Zu meiner Überraschung unterschied sich das Studentenleben hier nicht einmal so sehr von dem, was ich im fernen Colorado erlebt hatte, außer natürlich, dass man hier New York direkt vor der Tür hatte und dadurch ganz andere Möglichkeiten. Das musste nicht immer von Vorteil sein, bei dem geringen Studentenbudget und den hohen Kosten dieser Stadt. Alleine der Gedanke, noch einmal mit so wenig Geld auskommen zu müssen ... Solange ich meinen Job bei der Times behielt, würde ich mir darüber hoffentlich niemals Gedanken machen müssen.

Erst gegen drei Uhr in der Nacht verabschiedete ich mich von den Leuten, mit denen ich die meiste Zeit des

Abends zusammen gewesen war, was allerdings nicht zuletzt daran lag, dass zwei dieser Herren es eindeutig auf mich abgesehen hatten. Mit ihrem Alkoholpegel stieg auch ihre Aufdringlichkeit, weshalb ich mich lieber schnell aus der ganzen Situation zurückziehen wollte, bevor es noch unangenehmer wurde.

Ich verließ das Verbindungshaus schnellen Schrittes und sah mich dabei ein paar Mal um, da ich sicherstellen wollte, dass sie mir nicht folgten, doch da hatte ich meine Rechnung ohne die ekeligen Kerle gemacht. Ich hatte sie von Anfang an kaum ausstehen können, bei dem puren Blick in ihre lüsternen Augen. Wahrscheinlich hatten sie sich vorgenommen, die reife Frau zu knallen und damit die Größten und Coolsten zu sein. Es war ein verdammt Fehler gewesen, auf diese Party zu gehen, auf der ich wirklich nichts verloren hatte.

Ich konnte sie hinter mir hören, sie riefen meinen Namen, weshalb ich meinen Schritt beschleunigte. Es lag ein riesiges, spärlich beleuchtetes Areal zwischen mir und der U-Bahn, die ich nach Hause nehmen musste.

»Nun bleib doch stehen, wir wollen uns doch nur richtig von dir verabschieden, Baby«, rief einer der Männer, während ich weiter zielstrebig voranging. Mein Herz klopfte hämmernd gegen meine Brust, während mein Körper vollumfänglich in den Panikmodus umschaltete. Ich hatte Angst. So unglaublich große Angst. Solche Szenen kannte ich aus den schlechten Hollywood-Gruselfilmen oder aus Thrillern. Ich musste hier weg, und zwar so schnell wie möglich.

Es war der Moment, als mich zwei Hände von hinten umfassten, als ich realisierte, dass ich den Kampf nicht gewinnen konnte.

»Lass mich los«, rief ich ungehalten und versuchte, die Hände abzuschütteln, doch ohne Erfolg.

»Zier dich doch nicht so. Ich habe dir doch gesagt, dass wir uns nur kurz von dir verabschieden wollen. Was ist das denn für ein Benehmen? Du tauchst hier uneingeladen auf unserer Verbindungsparty auf und willst dich dafür noch nicht einmal erkenntlich zeigen?«

»Lass mich los!«, rief ich wieder und versuchte, um mich zu schlagen, doch die beiden hielten mich zu fest. Ich konnte mich kein einziges Stück bewegen.

Es war der Moment, als der Kerl vor mir von etwas getroffen wurde und zu Boden stürzte, als ich realisierte, dass es noch eine Chance gab. Ohne nachzudenken, stieß ich mein Bein nach hinten, in seine Eingeweide, doch das beeindruckte ihn nur lange genug, um mich loszulassen. Minuten später fiel er allerdings mit einem anderen Mann zu Boden.

Ich lief weg, weg von diesen Männern, weg von dem, was hätte passieren können, nur um nach einigen Minuten doch noch einmal innezuhalten. Es war jemand Fremdes dort gewesen. Jemand, der mich gerettet hatte. Und der nun ganz alleine in dieser Situation war. Ich konnte ihn nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Ich musste ihm helfen, so wie er mir geholfen hatte.

Meine vernebelten Gedanken schienen kaum Sinn zu ergeben, so sehr stand ich unter Schock. Ich zitterte am ganzen Körper, während ich dort stand und versuchte, eine

Entscheidung zu treffen. Ich musste dem Mann helfen -
oder wer auch immer mir zu Hilfe geeilt war.